

# STURMTAGE IM WESTPAZIFIK

Soeben habe ich draussen hunderte von kleinen Lavasteinchen mit Eimer und Seewasser weggespült. Die zahlreichen Brecher welche in der letzten Nacht ihren Weg auf das Deck fanden, haben das ganze vulkanische Material an Bord befördert. Es ist kein Geheimnis, dass im Dreieck Samoa-Tonga-Fidschi viele aktive Unterwasser-Vulkane existieren. Woher ich die Energie habe diese Zeilen niederzuschreiben weiss ich nicht. Seit gestern, als wir irgendwann mitten in der Nacht auf einem Korallenblock festsassen, und heute Morgen habe ich bloss etwa zwei bis drei Stunden geschlafen...

Chantal schlummert tief, sehr tief! Keine Bewegung, kaum Atem, gar nichts. Anders bei mir: Meine Hände zittern noch immer vor Aufregung, wenn ich an die letzte Nacht denke. Unser Vagabond ist knapp dem Totalschaden entkommen. Und dies nur, weil wir uns darauf eingelassen hatten, in dieser mondlosen, pechschwarzen Nacht vor einer mit Korallenbänken gesäumten Küste mit aufländigem Starkwind zu segeln. Vielleicht hundert Meter vor einem tödlichen Riff sah ich trotz schlechtesten Sicht eine weisse Was-

serwand. Die Wahrnehmung dieser weissen Wand hat wohl unsere Yacht gerettet. Keine Sekunde zu früh. Auch Chantal, die unten in der Navigationsecke unsere aktuellen Positionen überprüfte, warnte mich fast gleichzeitig vor dem drohenden Unheil. Ich riss die Pinne herum und versuchte mit Hilfe der Maschine von der Küste wegzukommen. Die Sekunden wurden zu Minuten und die Minuten zu Stunden. Der Kampf gegen Wind und Welle war gigantisch, Meter um Meter kämpften wir uns frei. Nach einer halben Stunde waren wir erlöst. Der Kurs konnte wieder parallel zur Küste gesteuert werden, in Richtung Savusavu Bucht, unseres nächsten Ankerplatzes, unserer Rettung! Das Leuchtfeuer bei der

Riffpassage wurde nun immer deutlicher sichtbar. Wir waren fast am Ziel nahe der südlichen Küste der Fidschi-Insel Vanua Levu.

Am Ziel? Nein, eigentlich war dieses Eiland überhaupt nicht unser Ziel. Genau vor einer Woche sind wir aus Samoa aufgebrochen um die bloss 200 Seemeilen entfernte Tongainsel Niuatoputapu anzulaufen. Wir wollten dort für etwa zwei bis drei Wochen unsere Seelen baumeln lassen, nachdem wir uns von einem fünftägigen Sturm auf der Reise von Bora Bora nach Samoa noch nicht vollständig erholt hatten. Als wir Samoa verliessen, lief zuerst alles wie erwartet. Wir machten gute Fahrt nach Südwesten und hatten moderate Wetterbedingungen. Aber am zweiten Tag unseres vermeintlich kurzen Törns, als wir bloss noch fünfzig Seemeilen von Niuatoputapu entfernt waren, drehte der Wind von Ost auf Süd. Es blies nun immer stärker und stärker, bis wir so gegen acht Beaufort und groben Schwell gegen uns hatten.

Trotz der Bemühung den südwestlichen Kurs zu halten wurden wir mehr und mehr nach Norden abgetrieben. Nach und nach wuchs in uns das Bewusstsein, dass wir uns eventuell eine Alternative ausdenken müssen. Nach einem halben Tag wussten wir, dass diese Alternative Fidschi heissen





würde. Bloss gerade 600 Seemeilen weiter im Westen. Der weitere Verlauf dieses Törns war dann recht stürmisch und rauh. Dabei fuhren wir über die wohl grösste Meerestiefe unserer gesamten Reise. 8231 Meter Wasser lagen unter unserem Kiel. Wir kamen nun gut voran und passierten die Nanuku Passage, die östliche Einfahrt in das von Atollen und gefährlichen Untiefen gespickten Inselreiches von Fidschi, nach etwas mehr als fünf Tagen. Bei Nacht und Neumond musste die Navigation nun besonders oft überprüft werden.

In einem Seehandbuch für die Planung von Ozeanpassagen wurden wir durch folgende Zeilen gewarnt: «...das Bild der Vollkommenheit (Fidschis) wird leider etwas getrübt durch eine bedrohliche Ansammlung von Korallenriffen, die fast den gesamten Archipel umgeben [...] es hat schon manch eine Weltumseglung an einem der Riffe Fidschis ein abruptes Ende genommen...»

Am 26. September, wenige Minuten vor der Mittagszeit, überquerten wir den 180° Längengrad und somit die Datumsgrenze. Es war dies ein ähnlich magischer Moment wie die

Äquatorüberquerung. Ein weiterer Meilenstein auf unserer Reise! Als wir gegen Abend endlich die Einfahrt in die grosse Bucht von Savusavu geschafft hatten, mussten wir uns in dieser erneut mondlosen Nacht an die Stelle herantasten wo kleinere Yachten normalerweise ankern bevor sie einklarieren. So kurz vor dem verdienten Schlaf glaubten wir es bereits geschafft zu haben.

Vielleicht war es auch die Tatsache, dass wir wenige Stunden zuvor fast unser Schiff verloren hatten, die uns glauben liess uns könne nun nichts mehr in die Quere kommen. Jedenfalls übersahen wir eine unauffällige Spiere und sassen wenige Sekunden später auf einem Korallenblock fest. Vagabond hat sich einfach darauf gesetzt. Wie ein müder Krieger, der nach gewonnener Schlacht knapp dem Tode entkommen ist. Da bin ich und da bleib ich! Chantal und ich waren da etwas anderer Meinung. Wir wollten endlich schlafen. Nur noch schlafen! Während ich noch versuchte uns mit der Maschine frei zu manövrieren, hatte Chantal über Funk bereits zwei YachtereWS organisiert die uns zu nächtllicher Stunde spon-



tan zu Hilfe kamen: Amis und Kiwis. Nach etwa zwei Stunden waren wir mit ihrer Hilfe und der unseres Heckankers und einer Leine vom Masttop, welche wir um die «schuldige» Spiere gespannt hatten, endlich wieder frei. Einmal mehr waren wir froh ein solides Stahlschiff mit gemässigtem Langkiel zu besitzen: Ein paar Kratzer gab's, mehr nicht!

## Multikulturelles Savusavu

Es ist nun gut eine Woche her, seit wir in Savusavu angekommen sind. Das Dorf gefällt uns sehr gut. Melanesier, Inder, Chinesen und ein paar Moslems leben hier. Das Business teilen vor allem die Inder und Chinesen untereinander auf. Die Chinesen sind eher in der Gastronomie tätig, während die Inder voral-



lem kleine Gemischtwaren-Läden betreiben. In diesen Geschäften findet man fast alles. Nahrungsmittel, Kleider, Medikamente, Werkzeug, Haushaltartikel und Kitsch in allen Formen und Farben. Die Markthalle jedoch wird eher dominiert von den Melanesiern, welche frisches Gemüse, exotische Früchte, Gewürze und verschiedenste Fischarten verkaufen. Das Leben hier ist um ei-

niges billiger als in Französisch Polynesien. Eine gute Mahlzeit beim Chinesen kriegt man für zwei bis drei Dollars. In der Bar genießen wir kühles, einheimisches Bier für ganze 75 Cents und es schmeckt wirklich hervorragend! Der kleine Supermarkt verkauft saftiges Lammfleisch für zwei Personen zu bloss einem Dollar. Aber auch das frische Gemüse ist nun endlich wie-

der erschwinglich und in reichlicher Auswahl vorhanden.

Jeden Tag haben wir zudem ein paar Dinge erledigt. Das Gross-Segel, unser ewiges Sorgenkind, konnte ich einem Inder der nebenberuflich Näharbeiten erledigt vorbeibringen. Einen offiziellen Segelmacher gibt es hier nicht. Doch unser Mann mit dem Namen Hanif besitzt eine grosse, starke Nähmaschine und hat in seinem Atelier in der Vergangenheit bereits für ein paar andere Segler Reparaturen durchgeführt.

An der Westküste der Hauptinsel Viti Levu haben wir eine gut geschützte Marina mit Trockenplätzen ausfindig gemacht. Diese Trockenplätze werden Hurricane-Holes genannt, da der Kiel der Yachten in einer Vertiefung im Boden versenkt wird. Somit kann das Boot auch bei Orkanwinden nicht umkippen. An Deck wird dann alles was nicht niet- und nagelfest ist entfernt und in der Kabine gelagert. Wir spielen nun



sogar mit dem Gedanken Vagabond für die Hurricanezeit in Fidschi zu stationieren.

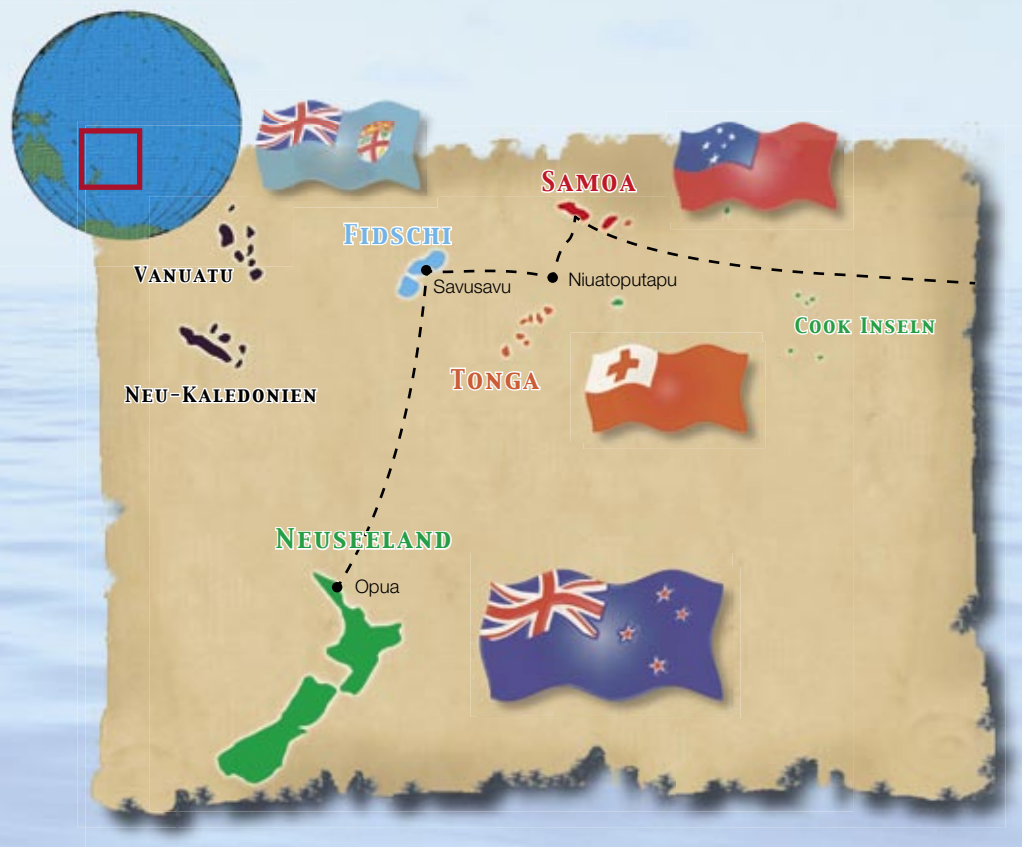
Vagabond geht ins Hurricane-Hole. Nun ist es vollbracht: Wir sind kurz vor dem offiziellen Beginn der Hurricane-Saison in Vuda auf der Insel Viti Levu angekommen. Der erste Zyklon ist auch schon fast Vergangenheit und, zum Glück, wenige hundert Meilen an Fidschi vorbeigezogen. In den vergangenen zwei Wochen sind wir der Südküste von Vanua Levu sowie der Nordküste von Viti Levu entlang gesegelt und haben dabei noch einmal viel Interessantes erlebt.

Die Navigation war recht schwierig, da beide Küsten mit Korallenriffen übersät sind. Zum ersten Mal auf dieser Reise haben wir unsere elektronischen Seekarten auf dem Notebook benutzt. Die in Savusavu erstandene GPS-Maus war dabei eine grosse Hilfe. So haben wir riffverseuchte Gebiete durchfahren können, die in der Vergangenheit von den Seglern wegen ihrer Gefährlichkeit oft gemieden wurden. Die Überfahrt zur Insel Viti Levu war dann noch einmal so richtig rauh. Fünf Tage lang mussten wir vor Anker in der Mbua Bucht auf der Insel Vanua Levu ausharren, da der Wind draussen mit 45 Knoten blies und eine kurze, steile See aufwarf.

Seit heute Vormittag liegt unser Vagabond nun also ruhig im Hafen. Irgendwie ist es seltsam zum ersten Mal nach eineinhalb Jahren wieder fließendes Wasser an Bord zu haben. Aber auch die Anzahl Schiffe rund herum ist mit rund 60 Booten bemerkenswert. Waren wir uns doch in letzter Zeit gewohnt, bloss eine handvoll Yachten anzutreffen. Nun sind wir also wieder voll drin in der Yachtszene und treffen hier Leute, die wir seit Bora Bora nicht mehr gesehen haben. Das Wiedersehen ist immer eine besondere Sache.

Als Nächstes werden wir in den nächsten drei bis vier Wochen unser Schiff entrümpeln. Angesagt sind auch eine Generalreinigung und ein kleines Refit. Vor allem der ganze Rumpf muss mal wieder neu gemalt werden.

Da es ziemlich teuer ist von Fidschi aus in die Schweiz zu fliegen, werden wir via Neuseeland einen Flug buchen. Chantal plant noch einen kurzen Studienaufenthalt in Auckland und wird erst im Frühling 2007 ihre Rückreise antreten. Ich werde versuchen bis Ende Jahr retour zu



sein. Ich freue mich auf diesen Jahreswechsel ganz besonders, wird er doch geprägt sein von Wiedersehensfreude mit Familie und Freunden.

## Wir segeln trotzdem nach Neuseeland!

Mitte November sollten wir sämtliche Arbeiten am Schiff abgeschlossen haben. Danach geht es runter zu den Kiwis. Wir wurden von zwei Freunden angefragt, ob wir sie nicht begleiten möchten. Beide sind Airline-Piloten und machen eine einjährige Pazifikreise mit der 14 Meter Segelyacht «Sundance». Da wir unsere Flüge von Fidschi nach Auckland noch nicht gebucht hatten, sagten wir zu. Das Boot ist etwa doppelt so schnell wie unseres und hat ein zeitgemässes Rigg mit Rollsegeln. Alle Segelmanöver können bequem vom Cockpit aus gemacht werden. Zudem wird für uns das Segeln zu viert wohl wie Ferien im «Club Med» sein, denn sechs Stunden Schlaf am Stück sind auf der Freiwache garantiert. Ein weiterer Grund der uns zum Mitsegeln bewegen hat, ist, dass die beiden sofort nach Ankunft in Neuseeland für einen Monat in die USA fliegen und für diese Zeit jemanden brauchen, der auf

das Schiff aufpasst. Chantal und ich haben somit als Boatsitter eine gratis Unterkunft für den ganzen Monat Dezember. Perfekt!

## Die letzten 1200 Meilen sind geschafft!

Nach acht Tagen und ein paar Stunden sind wir in Opuia, einem kleinen Ort im Norden Neuseelands angekommen. Der Trip von Fidschi nach Kiwiland verlief nach einem etwas ruppigen Beginn recht gut. In den letzten Tagen der Reise war die See so ruhig, dass wir uns auch mal ein schönes Glas Rotwein gegönnt haben. Wenn man sich vorstellt, dass dieser Törn unter den Fahrtsegeln einen schlechten Ruf genießt und Stürme mit bis zu fünfzig Knoten Wind nicht selten sind, dann haben wir ja wirklich Glück gehabt. Kurz vor unserer Ankunft in Neuseeland entwickelte sich nordwestlich von Fidschi der zweite Hurricane der Saison. Doch «Yan» beruhigte sich Ende Woche und pustete bloss noch mit Sturmstärke. Unser Vagabond muss also in seinem Hurricane-Hole in Fidschi nicht mehr zittern. Bloss 140 Meilen bis zum nördlich von Auckland gelegenen Ort Whangaparaoa waren nun noch



3  
0  
MES  
PARKING  
Only  
d?  
20

AA  
CENTRE

zu bewältigen. Wir verliessen Opua einen Tag nach unserer Ankunft und verbrachten eine letzte klare Sternennacht mit sehr niedrigen Temperaturen auf See. Der Ritt über die Wellen am darauffolgenden Morgen war etwas vom Schönsten was ich seglerisch seit längerer Zeit erleben durfte! Ich steuerte das Schiff bei 20 Knoten West hart am Wind ins Ziel. Als der Song «Jump» von Van Halen über die Kopfhörer in meine Ohren dröhnte, überraschten mich zwei Wale die vor unserem Bug aus dem Wasser sprangen. Eine schönere Begrüssung hätte ich mir nicht wünschen können!

Neuseeland: Vierzig Millionen Schafe, gut zehn Mal mehr als Menschen, leben hier! Wir haben uns zuerst mal den Hintern abgefroren im Land der Maoris. Nachdem es ein, zwei Tage etwas wärmer war und wir schon dachten der Kiwisommer komme uns nun mit grossen Schritten entgegen, haben wir nun wieder das für hier wohl typische Frostwetter. Oft denke ich etwas wehmütig an unseren Vagabond der im heissen Fidschi stationiert und mit einer Taylor-Heizung ausgerüstet ist. Sundance kann da trotz vier Metern mehr Schiffslänge nicht mithalten. Die Höhepunkte des Tages sind: Einerseits, die halbe Stunde wo wir den Motor laufen lassen müssen um die wegen dem Kühlschranks ausgepowerten Batterien wieder aufzuladen. Danach gibt der Motor für etwa eine Stunde wohlige Wärme ab! Und andererseits, die wertvollen Momente wo wir uns mit dem Gaskocher einen heissen Kaffee oder Tee zubereiten.

## Neuseeland, Adventszeit 2006

Mein Blick schweift zurück über den mächtigsten Ozean der Erde. Als sanfter Riese zeigte er sich uns auf der 67 Tage dauernden Reise von Panama in die Südsee. Als wildes, unerbittliches Monstrum lernten wir ihn kennen auf einem Höllentrip von Bora Bora nach Samoa. In den vergangenen zwölf Monaten habe ich die schönsten, intensivsten Momente meines Lebens erfahren dürfen. Doch auch die wohl schlimmste Woche meiner bisherigen Existenz fiel in diese Zeitspanne. Höhen und Tiefen, himmelhochjauchzende Glückseligkeit und abgrundtiefe Betrübnis. Das

Leben in vollen Zügen genossen und die Lungen stets mit frischer Luft gefüllt, einer Komposition aus salzigem Meeressgeruch und dem sanften Duft der Tiare und Frangipani Blüten. Das Gefühl über den Ozean zu gleiten, immer weiter und weiter dem fernen Horizont entgegen, wochenlang, monatelang. Die sternklaren Nächte mit ihrer ultimativ bewusstseinsweiternden Kraft. Traumhaft schöne, in ihrer Einzigartigkeit immer wieder be rauschende Sonnenauf- und untergänge. Lethargie erzeugende Flauteperioden mit spiegelglatter Meeresoberfläche und mörderischer Hitze. Unsere längste dauerte ganze 15 Tage! Adrenalin pur in den Adern während ein Sturm tobt und das Schiff mit einem kleinen Fetzen Tuch über die schäumenden, sich brechenden Wogen dahinfliegt. Die Spannung beim Navigieren durch schmale Riffpassagen aber auch die Sensation wenn nach Wochen auf See eine Insel am Horizont erscheint. Von all diesen Erfahrungen werden wir wohl für den Rest unseres Lebens zehren können.

Unser Schiff Vagabond II war mehr als bloss ein Fortbewegungsmittel. Viel mehr! Es war unsere Höhle der Geborgenheit bei schlechtem Wetter. Vagabond war unser Haus und der Pazifik war unser Garten. Ich möchte an dieser Stelle erwähnen, dass heute nur noch wenige Boote dieser Grösse und mit einfachster Ausrüstung die Weltmeere befahren. Die meisten Yachten messen zwölf Meter oder mehr und haben Kühlschranks, Watermaker, Radar, Rollsegel und Autopiloten an Bord. Unser Schiff ist trotz seiner Einfachheit – oder vielleicht gerade deshalb – sehr seetüchtig. Unser Vertrauen in Vagabond ist mit jeder gesegelten Meile gestiegen.

Mein besonderer Dank gilt Chantal. Ohne sie hätte dieses Projekt nie so erfolgreich durchgeführt werden können. Wir sind auf unserer abenteuerlichen Reise mehr und mehr gewachsen; als Team, aber auch als Individuen. Wie gut wir das Leben innerhalb der Leitplanken der «zivilisierten Welt» meistern werden, wird die Zukunft zeigen. Zwanzig Länder und Inseln, über sechzig verschiedene Ankerplätze haben wir besucht. Ein wahrer Reichtum, der mit keinem Geld der Welt aufzuwiegen ist!

